



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ritzsch, K. W.: Der preußische Staat und Ernst Moritz Arndt : vorgetragen als Festrede am Krönungstage, dem 18. Januar 1870, in der öffentlichen Versammlung der deutschen Gesellschaft zu Königsberg ...

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Der preussische Staat und Ernst Moriz Arndt.

Vorgetragen als Festrede am Krönungstage, dem 18. Januar 1870, in der öffentlichen Versammlung der deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen.

Vor wenig Wochen hat der 100 jährige Geburtstag Arndt's an vielen Stellen Deutschlands größere und kleinere Versammlungen zu dankbarem Gedächtniß vereinigt. Das Leben dieses Lieblings der deutschen Nation ist eng mit der Geschichte des preussischen Staats verbunden, die ganze höhere Bedeutung seines Daseins und Wirkens unmittelbar mit den größten Geschicken dieser Monarchie verknüpft und man wird in der That sagen können, daß Arndt's literarische und politische Bedeutung wesentlich da beginnt, wo er durch sein Geschick und sein Herz in die großen Bewegungen des preussischen Staats hineingezogen wird. Das größte und tiefste Interesse dieses reichen Menschenlebens liegt eben in der Unmittelbarkeit, mit der es den Fortschritt und die Stockungen dieses Staatslebens gleichsam abspiegelte.

Seine Stellung in der Geschichte unserer Poesie ist wesentlich gegründet auf jene Gedichte, in welchen die Stimmung der größten Tage preussischer Geschichte einen so unverwüßlich frischen Ausdruck gewann. Als Publicist wird er Erscheinungen wie dem pseudonymen großen Engländer Junius, wird er Courier, ja selbst Börne an Klarheit, Gewandtheit und energischer Schlagfertigkeit des Ausdrucks nicht an die Seite gesetzt werden dürfen, und doch sind auch hier seine Arbeiten für die Geschichte unserer inneren Entwicklung von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Fassen wir das Ganze zusammen, die Summe seiner poetischen und prosaischen Schriften, so erscheint in ihnen allen ein rastloses Treiben lebhafter und rücksichtsloser Gefühle und Gedanken, immer ringend nach dem vollen Ausdruck der leidenschaftlichen Stimmung des erhebenden oder niederdrückenden Moments. Man möchte ihn einem frischen, durch und durch lauterem Gebirgswasser vergleichen, rastlos daher stürzend, schäumend, brandend, den unbekanntem Thalgründen zu.

Wie in der gewaltigen Alpenwelt die zarteste Wasserader das ganze Naturleben unmittelbar mitempfindet, das Schmelzen der Gletschermassen und jeden Regensturz in den höhern und niedern Thälern, wie sie plötzlich anschwillt und sich trübt, weil tief unten die größeren Massen sich an unbekanntem Hemmnissen stauen, ebenso geben Arndt's Arbeiten die Bewegung unserer

nationalen Mächte und Stimmungen, ohne sie rein und klar zu schildern, in desto wunderbarerem Unmittelbarkeit wieder.

In diesem Sinne mag man ihn vor Allen einen Tagesschriftsteller in des Wortes bester Bedeutung nennen, in diesem Sinne darf er auch neben solche gestellt werden, welche in anderem freilich größer waren als er, neben Waltherr von der Vogelweide oder Hutten. Es liegt auf der Hand, daß solche Erscheinungen gar nicht verstanden werden können, ohne die Rücksicht auf ihre Zeit. Ihre Bedeutung beginnt mit dem Moment, wo sie so wirklich ganz von derselben ergriffen und bedingt werden, d. h. für Arndt mit dem Jahre 1805, in das die unmittelbar historischen Eindrücke des „Geistes der Zeit“ fallen.

So werde ich allerdings durch den Gang dieser Betrachtung in die Nothwendigkeit gedrängt, die geistige Atmosphäre des damaligen Deutschland wenigstens mit einigen Andeutungen hier vorzuführen.

Der eigenthümliche Gang unserer ganzen inneren Entwicklung, wenn wir sie mit der anderer Nationen vergleichen, gewinnt namentlich durch einen Punkt ein helleres Licht, der die äußere Gestaltung unseres Volkslebens von der der Nachbarvölker unterscheidet. Die politische und literarische Bildung derselben im 17. und 18. Jahrhundert beruht wesentlich auf der Wechselwirkung jener großen städtischen Mittelpunkte, Paris, London, Amsterdam, Kopenhagen und einer großen, in sich zusammenhängenden Aristokratie. Wie verschieden auch die politische und gesellschaftliche Lage dieser letzteren sich hier oder dort gestaltet hatte, aus ihrer Berührung mit den Elementen eines großstädtischen selbstbewußten und thatkräftigen Bürgerthums entsprang alles Beachtenswerthe in Kunst, Literatur und Politik.

Diese Mittelpunkte fehlten Deutschland keineswegs, die größten städtischen Gemeinwesen unserer früheren Jahrhunderte waren wie mit unwiderstehlicher Naturgewalt da aufgeblüht, wo die Forderungen des Verkehrs sie schaffen mußten, aber aus welchen Gründen immer, sie standen still und verloren den Muth der großen Geschäfte, während Paris, London und sogar Kopenhagen nicht allein an dem politischen Leben, sondern mehr noch an der politisch-literarischen Entwicklung ihrer Nation sich maßgebend betheiligten.

Ich will nur auf diesen einen Umstand hindeuten, um zweierlei zu erklären: die, man möchte sagen, naive Frische unserer schönen Literatur — sie erwuchs nicht in der dunstgeschwängerten Luft einer großstädtischen Gesellschaft — und die unselige Kleinlichkeit und Zerfahrenheit der politischen, denn sie entbehrte jener für sie fast unentbehrlichen Atmosphäre.

Es wird selten in der literarischen Geschichte eines Volkes eine solche Periode sonnenheller Tage geben, wie das mittlere Drittheil unseres vorigen Jahrhunderts. In Goethe's Wahrheit und Dichtung weht uns die

leichte Luft, das frohe Behagen derselben mit unvergänglichem Zauber noch heute an. Noch, da Frau von Staël mitten in der Napoleonischen Schreckensherrschaft ihr seltsames Buch über Deutschland schrieb, muthete sie unsere Heimath an, wie ein Gebiet voll eines reinen, unendlich frischen, geistigen Lebens, unberührt von den Reizen und dem Verderben der französischen Cultur.

Was diese ganze Entwicklung war, das hat sich uns in Goethe's göttergleichem, olympisch sicherem und heiterem Dasein bis an das Ende seiner vollausgelebten Tage offenbart. Dieser wunderbare Bau einer Dichter- und Menschennatur ohne Gleichen hatte seine Kräfte aus jenem glücklichen und überreichen Boden gezogen, hatte sich in der Atmosphäre gesättigt, die aus ihm sich bildete und ihn befruchtete.

Aber neben dieser geistigen Entwicklung ging eine andere her. Eben damals nahm die Verstimmung über die thatsächlichen Verhältnisse unserer Verfassung immer mehr überhand. Eine zum Theil harmlos humoristische, zum Theil ärgerlich bittere, zum Theil endlich emphatische Kritik warf sich auf die Einzelheiten und den Zusammenhang der Reichsverfassung. Dem entsprach auf der anderen Seite die ebenso maßlos steigende Bewunderung für die neuen Erscheinungen des politischen Lebens. Nach einander wurden der große König Preußens, die große Kaiserin Rußlands, die Menschenrechte der Nordamerikaner, die Reformen Josephs und die Katastrophen und Schöpfungen der französischen Revolution angestaunt. Ich brauche nicht zu erklären, daß ich die Berechtigung dieser Regungen nicht übersehe. Als Deutschland eigenthümlich scheint mir hier nur dies hervorzuheben, daß in dieser ganzen geistigen Bewegung bei einer so reichen literarischen Entwicklung es nicht zu jenen durchschlagenden und unwiderstehlichen Kundgebungen politischen Gefühls kam, wie sie z. B. in den *lettres Persannes* oder Junius Briefen einen Ausdruck gefunden. Ist in den zahlreichen Bänden von Schlözer's Briefwechsel, ist selbst in Moser's „*Herr und Diener*“ nur eine Spur solcher genialen und productiven Kritik? In diesem Sinne ist Goethe's Bemerkung, es habe in jener Zeit der deutschen Literatur an patriotischem Stoff gefehlt, ein schlagender Beleg für die wunderliche Stimmung jener Tage.

So gewannen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts unsere geistigen Zustände eine immer steigende Aehnlichkeit mit denen des späteren Griechenlands. Ja man möchte den Ausspruch wagen, daß eben auf dieser Verwandtschaft beider Perioden zum Theil das klare Verständniß beruhte, das die größten und edelsten Geister der Nation für das Hellenenthum bethätigten.

Es war wie in den letzten Tagen der römischen Republik, als die römische Literatur sich zuerst mit vollem Verständniß den großen Vorbildern des untergegangenen Hellas zuwandte und in einer politischen Auflösung ohne Gleichen die Blüthe der Cäsarenliteratur heranreifte. Die Katastrophe von

1805, 1806 und 7, durch eine solche Atmosphäre gesehen, hat noch heute eine schreckhafte Ähnlichkeit mit den Tagen von Chäronea und Philippi.

Unter den Thaten deutschen Geistes, welche den Wendepunkt in diesem glänzenden und doch so unheimlichen Entwicklungsstadium unserer Nation bezeichnen, stehen Fichte's „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters“ und „Reden an die deutsche Nation“, neben ihnen „Arndt's Geist der Zeit“ noch jetzt in dem Vordergrund jeder Betrachtung.

Die einfache historische Würdigung rechnet nicht, wie die methodische Philosophie, über die Inconsequenz seiner Entwicklung mit dem großen Idealphilosophen, sie sieht in jenen Werken eine der größten geistigen Thaten zur Rettung unserer nationalen Lebenskraft.

Die unwiderstehliche Macht sittlicher Entrüstung und Erhebung hat in ihnen einen so einfachen, so nackten und so erhabenen Ausdruck gefunden, daß man nur mit ihren eigenen Worten diesen neugeborenen „deutschen Geist“ als den Adler bezeichnen mag, „der mit starkem Fittig viel Lust unter sich bringt, sich näher zu heben der Sonne, deren Anschauen ihn entzückt.“

Arndt's „Geist der Zeit“ reicht unzweifelhaft an die classische Größe dieser Werke nicht hinan. Er steht ihr an einfacher Macht der Rede unendlich nach. Wie in einem wüsten Wogenschwall stürzen uns darin die unruhigen und leidenschaftlichen Anschauungen und Gefühle des Verfassers entgegen.

Die Schilderung der früheren Geschichte Deutschlands und unseres Nationalcharacters ist mit einer nüchternen Unbefangenheit geschrieben, wie sie noch jetzt selten sich findet. Von jener übertriebenen Auffassung dieser Dinge, wie man sie oft ihm vorgeworfen, keine Spur. Auf das nächst vergangene Jahrhundert schaut er fast ebenso wie Goethe in Wahrheit und Dichtung zurück. „Es war eine schöne Zeit deutscher Nation“, sagt er davon, „sie stand nicht vollkommen, aber sie schien im frischen und freien Streben“ und an einer anderen Stelle „das 18te Jahrhundert baute rastlos fort auf den großen Vorarbeiten der Väter und brachte die Kenntniß der Europäer zu einer Weite, welche sie über die Unermeßlichkeit des Blicks mehr als einmal in Erstaunen setzte.“

Seit dem Tode Friedrichs II., seit dem Ende seiner Knabenzeit datirt er die furchtbare Veränderung, welche für ihn in den Jügen des Zeitalters, in dem Eindruck seiner Bewegung und Haltung vorgegangen sei.

„Friedrich starb“, heißt es, „ich ward ein Jüngling. Die Zeit, die jung zu sein schien, da ich ein Knabe war, war nun einem kindischen Greise gleich geworden. Sie schien von dem Alten nur einzelne Töne festzuhalten als Erinnerung einer schönen Vergangenheit, aber auf dem Gegenwärtigen saß sie frierend und jämmerlich wie der Geizhals auf dem Goldhaufen. Doch schien sie

Vielen gar klug und dünkte sich selbst so, bis sie endlich des langen Wahnes inne geworden und nun endlich wirklich wahnwützig sich selbst zu entlaufen sucht. — Welch ein Gefühl, das doch noch das Leben erträgt, daß man Nichts geworden ist und Nichts kann. Dies ist das Gefühl der Zeit, es ist das Gefühl der Besseren, die jetzt leben, es ist das meine. Unthätig stehen wir still in dem Jammer und werden allmählig dem Niobidischen Stein gleich oder wie die, welche das Medusenhaupt gesehen hatten.“

Eine Reihe von Betrachtungen in diesem Sinne über den Charakter der verschiedenen Sphären der damaligen Bildung, der verschiedenen geistigen Thätigkeiten und der verschiedenen Nationen bildet den Hauptinhalt des wunderbaren, wild und heiß bewegten Buchs. Mit Unrecht hat man als seinen Hauptinhalt und Zweck die Schilderung des Napoleonismus bezeichnet. Die Vergeistigung des ganzen Lebens, die maßlose Selbstzufriedenheit einer in sich kranken Cultur, die Schnelligkeit in Gedanken, Anschauungen und Plänen, die Verflüchtigung aller realen Grundlagen sittlichen Daseins werden als die Züge allgemeiner Auflösung geschildert. Erst darnach geht der Verfasser zu der Betrachtung der entsetzlichen Verwüstung über, für welche eine unwiderstehliche, vom Schicksal losgelassene Macht so Raum und offenes Feld gefunden habe.

„Aber“, ruft er dann am Schlusse im Hinblick auf Napoleon's Siege aus, „weil diese Arbeiter auf Erden frisch sind, unwissend, was sie thun, laßt uns in unserem Himmel nicht faul sein, wissend, was wir thun sollen.“

„Aus diesem vollen Nichts, was jetzt ist, kann Nichts werden, wer darin still steht, kommt um, wer darin leben kann, ist ein Sünder oder ein Thor. Der unendliche Geist ist wach, nie hatte er diese Höhen erflogen.“

„Aber hat die Arbeit der Vernichtung gefördert, er ist auch fertig. Bringt ihn aus dem Himmel herab und zeigt ihn in ganzer Glorie den Menschen.“

Es wird uns doch schwer, heute den Charakter dieser deutschen Philippica zusammenzufassen. Statt jener stahlharten Geschliffenheit und Schärfe, welche die Redner und Pamphletisten politischer Völker in der Schule großer Parteien und großer Debatten gewinnen, eine Mischung von kalter Beobachtung und unklarer Erbitterung, von überspannter Rhetorik und sittlicher Tiefe, wie sie sich sonst selten finden wird.

Die Schilderung der einzelnen Nationen, vor allen der deutschen selbst ganz in Schläger's und Spittler's Manier, die der eigenen Zeit wie aus Schiller's frühesten Zeiten, voll der Leidenschaftlichkeit der Sturm- und Drangperiode, zuletzt eine ekstatische Wendung zu den letzten und höchsten Gewalten.

Wie das Ganze ebenso die Eindrücke ganz verschiedener Richtungen

zeigt, es ist doch durchaus ein Ganzes und als solches nur konnte es auf die Zeitgenossen wirken, die in ihm die Macht einer Bewegung erkannten, auf die sie wie auf eine Rettung gewartet hatten.

Es ist diesen großen Propheten des deutschen Volks widerfahren, was denen des alten Bundes widerfuhr; wie ihre Weissagung und Ermahnung hervorging aus einem unmittelbaren Gefühl der großen Verhängnisse, so sind ihr Schlag auf Schlag die Ausbrüche gefolgt, welche unter den Füßen der Seher, da sie sprachen, den Boden schon erschüttern machten. Sie sind aber auch selbst von ihnen gepackt und herumgeworfen worden.

Im Geist der Zeit steht der Verfasser als ein echt deutscher Sohn seiner „engeren Heimath“ noch ganz unter dem Einfluß seiner heimischen Anschauung und Ueberlieferung. Dieser Enthusiast für die Erhebung seines und aller übrigen Völker hält mit felsenfester Zuversicht an der großen Vergangenheit und Zukunft — Schwedens fest. Es tritt das am schlagendsten entgegen, wenn man sein Urtheil über Preußen und Scandinavien einfach zusammenstellt.

„Fremd“, so lautet sein Verdict über den Staat Friedrichs II., „war der Sinn dieser Monarchie Allem, was Deutsch heißt, und ist es noch. — An deutsche Begeisterung für diesen Staat war nie zu denken. Auch hat der große König nie im Ernst daran gedacht, die deutsche Nation bildend und schützend um seine Adler zu versammeln. — Es ist nichts lächerlicher, als ihm patriotischen Sinn beilegen zu wollen. So patriotisch hat Richelieu und Louvois von Deutschland gesprochen, so patriotisch führen jetzt Bonaparte und die deutschen Fürsten Deutschland und Deutschlands Freiheit im Munde.“

Dagegen ruft er am Schluß seiner Betrachtung der schwedischen Geschichte begeistert aus: „Ja, wenn ganz Europa in Schlawheit und Despotismus untergeht, dann wird in Scandinaviens Bergen und Wäldern noch ein freies Geschlecht wohnen, die geplagte und erniedrigte Welt zu strafen und zu erlösen — Hunderttausende haben oft die Menschheit verwüthet, kleine Schaa ren von 10,000 und 20,000 Tapfern sie öfter gerettet!“

Mit diesen Anschauungen sah dieser deutsche Mensch Preußen zusammenbrechen und ward er in jenen Krieg Gustav's IV. hineingezogen, der so schmählich begonnen, in einer so trostlosen Kette von Intriguen und Niederlagen endete.

Die Geschichte dieser Jahre — er hat sie selbst nach Jahrzehnten als Greis geschrieben — enthielt offenbar für ihn nach allen bisherigen Stimmungen und Eindrücken die furchtbarste Enttäuschung.

Er stand am Brack seiner letzten Hoffnung, als sich vor seinen Augen aus diesem Chaos von „Schlawheit, Ueberbildung und Despotismus“ die Wiedererhebung eben jenes preussischen Staates vollzog.

Seine religiösen Lieder beginnen in der letzten Ausgabe vom Jahre 1807; das erste in jenem einfachen Ton patriotischer Begeisterung ist „das Lied vom Schill“ aus dem Jahr 1812, aus demselben Jahr „der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“.

„Die übrigen Deutschen“, schrieb er im October 1813 von der Stimmung dieser Jahre, „klagten über die Tyrannei, als Tyrannei, nicht aber als eine undeutsche. Die Preußen hatten einen unsterblichen Ruhm verloren, sie konnten ohne Ehre nicht mehr glücklich sein, Alle fühlten das Unglück, aber bitterer die Schande, sie trauerten, aber sie zürnten noch mehr.“

Er hat in derselben Flugschrift „das preussische Volk und Heer im October 1813“ die freie geistige Bewegung des wiedergeborenen Staats enthusiastisch geschildert und gegen das Mißtrauen, das ihm immer noch entgegenkam, vertheidigt. Was aber seinem Vertrauen zu diesem Geist diese Stärke und Zuversicht gab, war nicht nur oder nur überwiegend ein vager Enthusiasmus für die neuen Ideen, die ihm hier entgegentraten, es war mehr als dies zuerst das entzückende Gefühl, die realen Kräfte deutschen Geistes in den Vertretern preussischer Politik wieder lebhaft vor sich zu sehen und dann die wunderbaren Thaten Gottes an diesem Volk.

Er verließ bekanntlich 1811 seine Stellung in Greifswald und ging über Berlin nach Petersburg zum Freiherrn v. Stein. Noch aus den Erinnerungen seines Greisenalters leuchtet der Eindruck hervor, welche die Helden dieser Jahre ganz persönlich und unwiderstehlich auf ihn machten: Fichte's „gedrungene Gestalt, die breite zurückgeschlagene Gelsstirn, die zuweilen recht hell und freundlich glänzte, die mächtige Adlernase, ein tiefer Ernst und zuweilen eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes“, als der beste Scharnhorst, — so hat er sie noch eben so spät an sich vorüberziehen lassen, — der edelste Gneisenau, der hellste Grolmann, der frömmste Hiller, der stillste Boyen, der muthigste Blücher und der stärkste Stein. Ja man fühlt die Macht dieser Eindrücke noch unmittelbarer, wenn er erzählt, wie die erste Begegnung mit dem Manne, der ihn nach Petersburg gerufen, ihn nach längerem Besinnen plötzlich ganz an jene gewaltigen Züge Fichte's erinnerte.

Trotz der bescheidenen und keineswegs weitreichenden Stellung, über die er selbst nie einen Zweifel läßt, gewann er bei jedem Schritte vorwärts mehr und mehr das Gefühl, daß er in Menschen und Verhältnissen statt jener übergeistigen und haltungslosen Vergangenheit eine neue und schöpferische Wirklichkeit vor sich habe.

Vielleicht nirgends tritt dieser Sinn für das einfach Menschliche und die Hoffnung auf eine solche Zukunft so klar hervor, als in den Tagen, welche für ihn und seine Freunde die der größten Aufregung hätten sein müssen; ich meine während des Waffenstillstandes im Sommer 1813. Neuere Dar-

steller haben nicht verabsäumt, mit einem Seitenhieb gegen „die Diplomaten“ seine unfreiwillige Unthätigkeit in Reichenbach zu notiren. Er selbst in seinen Erinnerungen zeigt keine Spur einer solchen Verstimmung. Mit dem liebenswürdigsten Humor schildert er sein Stilleben in jenen Tagen „im Nachtwächterhäuschen auf der Stadtmauer“ und wie schwer und bang Erwartung und Furcht auch auf ihm lasten mochte, die Grundstimmung seiner Seele bricht in einem Gedicht zu Tage, das, dort verfaßt, an Klarheit und innerer Helle fast einzig unter den übrigen dasteht. Er schildert darin derjenigen, mit der ihn die Zukunft vereinigen wird, zur freundlichen Wahl ihres Wohnsitzes seine Rügenschke Heimath und den Rhein.

„Dies ist das Giland“, heißt es von jener, „geschirmt durch Höhen und Wälder vor Stürmen,

„Schauet es über das Land, über die Küsten hinaus,

„Fern auf das wogende Meer, wo Schiffe wie reisende Vögel

„Glänzender Fittige Flug spreiten dem hauchenden Wind.“

Klar gedacht und mit ruhiger Sicherheit gestaltet, wie die lieblichsten Stellen in Goethe's Herrmann und Dorothea oder Voß Luise beweist diese Idylle gerade an dieser Stelle seines bewegten Lebens, daß seine Seele sich mit jedem Schritte vorwärts an dem wiedergewonnenen Gefühl klarer und menschlicher Verhältnisse erlabte. Es war für ihn, als ob sich vor ihm aus den wüsten Fluthen des alten Chaos mit der Erhebung des preußischen Staates das grüne Land einer neuen Schöpfung hob.

Nun nach eben jenen Reichenbacher Wochen kamen die großen Entscheidungsschlachten des August, September und October.

Ueber den realen Kräften eines neuen Daseins erschien ihm da wie in einer anderen Offenbarung die gewaltige Hand Gottes in den irdischen Erfolgen.

„Aber wodurch“, fragt er in der schon angeführten Schrift, „ist Gott über das preußische Heer gekommen? Das Erste und Größte wissen wir nicht und dürfen es nicht erklären, weil wir an das Geheime und Unendliche glauben, das sich zu seiner Zeit in Zeichen und Wundern dem Menschengeschlechte bezeugt, damit sie lernen Gerechtigkeit üben und vor Freveln zittern. Das Zweite und Kleinere wissen wir und dürfen es erklären, es heißt der Geist und die Freiheit des Geistes“.

Goethe läßt im Götz den Bruder Martin in die Worte ausbrechen, „es ist eine Wollust, einen großen Mann zu sehen“. Arndt würde eben so einfach wie der Ritter mit der eisernen Hand diese Worte von sich zurückgewiesen haben, aber in der That ist es eine Wollust, sich den Strom von Glück und Hoffnung zu vergegenwärtigen, in dem dieses freie und empfängliche und fromme Herz in jenen Monaten unerhörter Erfolge dahin getragen wurde.

Schleiermacher sagt, wenn ich recht erinnere, in einem Briefe aus dem Frühjahr 1813, „wenn dieser Krieg nicht sieben Jahre dauert, hilft er uns nicht.“

Wir wissen alle, wie überraschend schnell er zu Ende geführt ward. Mitten in dieser unwiderstehlichen Bewegung wirkte Arndt von Tag zu Tag rastlos auf die großen Ziele zu. In seinen poetischen und prosaischen Schriften verkörperte sich die Macht seiner eigenen Stimmung und die Gesamtbewegung der Nation zu jenen zum Theil so einfachen und deshalb so schlagenden Worten und Strophen, von denen so manche nie untergehen wird, so lange es ein preussisches Heer und ein deutsches Volk gibt.

Wird es uns heute schon schwer, die ganze Wucht jener unaufhaltsamen Bewegung uns zu vergegenwärtigen, viel schwerer doch wird es immer bleiben, den furchtbaren Stoß nachzuempfinden, mit dem die plötzliche Beendigung des Krieges, man darf sagen, der jähe Abschluß schon des ersten Pariser Friedens, alle diese treibenden, sich entwickelnden, drängenden Kräfte durcheinander warf.

Die unselige Lage, in welche schon die nächsten Resultate der großen Verhandlungen Preußen und Deutschland versetzten, war der einer plötzlich festgebannten Schöpfung zu vergleichen.

Man muß diese Rapidität des Stillstandes und den Unsegen der folgenden Verwirrung ins Auge fassen, um auch Arndt's weitere Thätigkeit zu verstehen. „Man beschuldigt“, so schreibt er schon im Herbst 14, „die politischen deutschen Schriftsteller und man hat auch mich beschuldigt, daß wir unstät und ohne Mittelpunkt des Urtheils hin und her schwanken. — Bei uns können wir Manches nicht sagen aus Mangel an politischer Haltung und Einsicht, bei uns dürfen wir Manches nicht sagen aus Mangel an politischer Freiheit. — Da wir in Deutschland noch nirgends ein festes politisches Ziel haben, so müssen viele politische Pfeile in die öde Weite abgeschossen werden und selten erfahren wir, ob sie getroffen haben. In einer anderen Rücksicht sind wir mit unserem lieben Vaterlande daran, wie ein Arzt mit einem wahnwitzigen Kranken. — Wenn man mit Wahnwitzigen spricht, so muß man in Worten und Reden oft die wildesten Sprünge machen, man muß ihnen fast gleich wie halb toll reden und urtheilen, damit man nur die Stelle findet, wo ein kleines Bißchen Vernunft wieder angezündet werden kann. Wir müssen bei einem Volk, das allen großen politischen Tact verloren hat, vielfach hin und her fühlen und versuchen, ob und wo wir ihm irgend eine Klarheit anzünden können.“

Schärfer, wie hier mit seinen eigenen Worten, wird man den Eindruck der schriftstellerischen Thätigkeit nicht charakterisiren können, in welche er sich jetzt hineinwarf. Der furchtbare Rückschlag jener organartigen Bewegung

und dieses plötzlichen Stillstandes traf die Nation in einer neuen politischen Gliederung. Nur an wenigen Stellen waren die Factoren politischen Lebens in derselben Verbindung geblieben, in der sie sich seit Jahrhunderten ausgebildet hatten, wie z. B. in Alt-Württemberg. Fast überall sonst traten solche, die seit Jahrhunderten ein gesondertes Dasein geführt, in neue Verhältnisse, unter die Wirkung neuer Einflüsse, die Kräfte einer zum Theil Jahrhunderte hindurch festgebannten Aristokratie, eines politisch fast versteinerten Bürgerthums begannen allmählig in noch unklaren Kämpfen, zum Theil nach den Vorstellungen und im Stil fremder oder rein abstracter Theorien, ihre Kräfte zu messen. Nach einer militärischen Erhebung ohne Gleichen fand sich die Nation, ohne es zu fühlen, auf den untersten Stufen einer schweren politischen Bildungsperiode.

Es ist hier nicht der Ort, näher in die Geschichte der folgenden Jahrzehnte einzugehen. Was Preußen betrifft, so hat die neuere historische Forschung zum Theil nachgewiesen, daß seine Regierung unter der furchtbaren Ungunst der Verhältnisse mit Umsicht und Ausdauer das Gute zu erringen und unsehligen Einflüssen entgegenzutreten suchte. Man erzählt sich heute das Wort unseres größten Staatsmannes, „Preußen könne bei einer wirklichen urkundlichen Geschichte dieser Zeit nur in der öffentlichen Meinung gewinnen.“ Die öffentliche Meinung freilich hat sich seit einem halben Jahrhundert gewöhnt, vor Allen Preußen für die Mißgriffe und Gewaltthaten verantwortlich zu machen, welche in den nächsten Jahrzehnten nach 1815 unser so junges politisches Leben noch mehr verwirrten und vergifteten.

Es ist bekannt, daß Arndt von diesen Maßregeln selbst in einer Weise getroffen wird, die bei einem so entschiedenen und begeisterten Vorkämpfer preußischer Politik in desto grellerem Lichte erscheinen mußte.

Die zweite Hälfte seines Lebens war reich an schweren Erfahrungen.

In die langjährige Suspension seiner academischen Thätigkeit fiel der Tod seines Lieblingssohns, der im Rhein ertrank. Man sah den Vater am Ufer knien und mit erhobenen Händen um die Rettung seines Kindes beten. Er hat den Schmerz dieses Schlags nie überwunden. Dann hat er ja einsam auf der Coblenzer Straße der Leiche seines großen Freiherrn v. Stein das Geleit gegeben, mit dem er in diesen Jahren sich über Deutschlands so wunderbare und so trostlose Geschicke aussprechen konnte wie mit keinem anderen. Die Erschütterung des Jahres 1848 führte ihn mitten in die Bewegung und die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments. Unter der lauten Mißbilligung der Linken und der Tribune gab er seine Stimme für den Ausschluß Oestreichs ab und ging als Mitglied der Kaiserdeputation nach Berlin, um von dort, um eine neue große Enttäuschung reicher, heimzukehren.

Es ist eine für die Geschichte unser öffentlichen Meinung sehr beachtenswerthe Thatsache, daß Arndt's literarische und politische Persönlichkeit in der zum Theil ziel- und bahnlosen Bewegung dieser Jahre immer für sehr weite und zum Theil hochgebildete Kreise der eigentliche Ausdruck ihrer politischen Stimmung blieb. Die eigenthümliche Mischung einer leidenschaftlichen und tief verletzten Opposition, einer nur sehr allmählig sich lichtenden Unklarheit der Ziele und einer tiefen, immer positiveren religiösen Ueberzeugung bildet ein Ganzes, das zu der frivolen und eleganten Publicistik z. B. eines Börne in einem schroffen und vielleicht nicht genug beachteten Gegensatz steht.

Während diese letztere Richtung sich immer mehr an den Anschauungen französischer Doctrin ausbildete und den politischen Maßstab der Pariser Kammerdebatten ihren Urtheilen und Forderungen zu Grunde legte, blieb Arndt, man wird es sagen können, wesentlich auf dem Standpunkt stehen, den er unter den überwältigenden Eindrücken seiner großen Jahre gewonnen hatte. Sein Urtheil über die Bildung des 18ten Jahrhunderts, der tiefe Abscheu vor den Bewegungen der Revolution und ihren napoleonischen Consequenzen ist wesentlich dasselbe geblieben, wie er es im Geiste der Zeit leidenschaftlich und mit dem Instinct einer tief sittlichen Entrüstung herausgestoßen hatte.

Man könnte den Eindruck gewinnen, als ob er Goethe und Stein, „die beiden größten Deutschen des 19ten Jahrhunderts“, sich gegenüberstellte wie die beiden Repräsentanten jener großen Richtungen der Nation, deren eine seine Jugendjahre so heiter bewegt, deren andere ihn so unwiderstehlich zu dem Manne gemacht, der er für uns ist. Noch in den späteren Jahren brach bei der Erinnerung an gewisse Persönlichkeiten, wie namentlich der Brüder v. Gerlach und Alexanders v. Humboldt das Entsetzen vor den so verschiedenen geistigen Richtungen leidenschaftlich hervor, die er in so ausgeprägten Charakteren immer von Neuem zu verurtheilen sich gedrungen fühlte.

Ihnen gegenüber hatte die Bewegung, der Fichte, Schleiermacher, Gneisenau und Scharnhorst mit Feder und Schwert Ausdruck gegeben und Bahn gebrochen, für ihn eine für immer sieghafte und unwiderstehliche Bedeutung gewonnen. Für diesen „Geist und diese Freiheit des Geistes“ forderte und stritt er weiter um freie Bahn, mit der Ueberzeugung eines Mannes, dem „das Unbegreifliche“ sichtbar in den Erfolgen jener Gewaltigen erschienen. In dem Gedränge alter und neuer, unreifer und überreifer Anschauungen und Ansprüche steht man ihn, von allen positiv und negativ bewegt, sich dem Ziele zu kämpfen, das er wie eine Verheißung immer im Auge behält. „Ihr mögt“, so rief er 1818 aus, „die Zeit für einen Teufel oder einen Gott halten, so mächtig sind ihre Lebenskeime, daß sie lebendig zur Welt kommen wird.“

Beständig bewegt von einer nicht rastenden Zuversicht und dem Zorn über die immer neu sich gestaltenden Hindernisse, bald hier bald dort den festen Boden einer neuen und sicheren Bildung suchend, gibt seine ganze literarische Thätigkeit die Stimmung eines großen und gebildeten Theils der Nation eben in jener Unklarheit wieder, die er schon 1814 für unsere politische Bildungsstufe selbst als gegeben anerkannte.

Einer der wesentlichsten Züge jedoch in diesem Bilde ist die Freude an dem, was trotz alledem erreicht, das ehrliche und offene Behagen an den wirklichen und unumstößlichen Resultaten der großen Kämpfe und an dem für ihn größten dieser Resultate, der wiedergewonnenen Existenz des preussischen Staats. Diese positive Grundstimmung seiner ehrlichen deutschen Seele, dieses „alten deutschen Gewissens“, wie er sich selbst einmal genannt, trat bei ihm je länger, desto unerschütterlicher hervor.

Es ist mir das Glück geworden, in seinen letzten Jahren wiederholtlich mit ihm verkehren zu können, in jenem kleinen Haus an der Coblenzer Straße vor Bonn, in dem Obstgarten, seinem „Baumgut“, wie er es mit Humor bezeichnete, dessen kleinen Besorgungen und Geschäften er so gern und rüstig nachzugehen liebte. Man sah hier gleichsam die Fortsetzung jener freundlichen Idyllen unter Schloß Nassau, auf den Lahnwiesen, unter den alten Bäumen, in denen er Stein und seine Freunde aus den trüben zwanziger Jahren mit so heiterem und unbefangenen Behagen geschildert hat. Die Rüstigkeit seines Greisenalters ist bekannt. Er hat noch als mehr denn achtzigjähriger Fußwanderer die neun Meilen von dem Gute seines Freundes Hasenclever nach Bonn an einem Tage zurückgelegt.

Aber was beim persönlichen Umgang vor Allem anzog, das war der Geist humaner Klugheit, sein mildes, bescheidenes und unbefangenes Urtheil über Menschen und Dinge.

„Es ist leicht, Geschichte zu schreiben“, pflegte er zu sagen, „wenn man Sueton sein will.“ Seine Erinnerungen an die Ereignisse und Begegnungen seiner großen Jahre, wie sie später in dem Buche über Stein veröffentlicht sind, beschäftigten ihn grade damals besonders lebendig. Das lebenswürdige und erfrischende Buch enthält natürlich lange nicht Alles, was aus der Geschichte jener Tage ihm so unverwüstlich gegenwärtig geblieben, seine Seele war eben jung geblieben in dem reinen Sinn für das wirklich Große und Gute. Die Zeit, in der ihm dies wieder faßbar erstanden, war für ihn die Zeit, da ihm auch Gottes gewaltige Hand sichtbar in den Menschengeschicken erschienen.

In diesem Sinne war für ihn die Erhebung des preussischen Staats das erste Zeichen und die erste Bedingung einer Neuschöpfung Deutschlands geworden und geblieben. „Sein Blick“, sagt er von Stein, „war seit den ge-

waltigen Tagen an der Raxbach und bei Dennewitz und Leipzig nur nach dem Norden gerichtet, nach dem Volk, was zwischen der Weser, Elbe, Weichsel bis zum Pregel wohnt, nach dem glorreichen Stamm, der es beherrscht, nach den Hohenzollern. Hier sah er Deutschlands Zukunft aufdämmern, hier die Macht und Herrlichkeit, wovon wir schon 1813 und 1815 geträumt hatten.“ Arndt vertauschte die deutsche Cocarde, die er 1848 angelegt, mit der preussischen bei der Nachricht von der Erwerbung des Jahdebusens.

Mit dieser politischen Zuversicht ging bei ihm eine ernste, immer positivere Religiosität Hand in Hand. Schon 1815 in der Vorrede zur dritten Auflage des Geistes der Zeit widerrief er „manche aus einem zu herben und und grünen Protestantismus ausgesprochene Aeußerungen über Kirche und Priesterthum, die er seinen lieben Landsleuten demüthig abbitte.“ Die lieben Landsleute werden freilich auch heute noch nicht müde, gerade diese Dinge für ihren Protestantismus zu verwerthen. Er selbst hat sich in der tiefsten und offensten Weise für die Freiheit, aber auch für die keusche Innerlichkeit christlichen Lebens immer von Neuem ausgesprochen. Das Lied, das er als Facsimile der letzten Ausgabe seiner Gedichte hinzufügte, zeigt deutlicher als Alles, was und wie er glaubte.

Sein Haus war und wurde, namentlich im Sommer, der Mittelpunkt eines Fremdenverkehrs, dessen immer wechselnden Eindrücken nur eine solche Natur, ohne zu ermüden, in ungebrochener Heterkeit und Schlagfertigkeit Stand halten konnte. Jeder Tag zeigte dann, daß unter diesem Dach vielleicht der populärste Mann Deutschlands wohne.

Für den theilnehmenden Beobachter mochte die immer größere Ausdehnung seiner Popularität zugleich beweisen, wie sich die Grundanschauungen eines so reichbewegten Lebens, trotz aller Unklarheit und Formlosigkeit immer weiter verbreiteten, immer größere Kreise zogen.

Ohne eine besonders lebhafte Betheiligung an der Tagespresse, ohne eine bedeutende parlamentarische Thätigkeit, bei einer halb publicistischen, halb literarischen Wirksamkeit, man wäre bisweilen versucht, zu sagen, trotz derselben war Arndt nicht nur der politische Märtyrer, an dessen Mißhandlung sich die Opposition allein erhitzte, sondern vielmehr der positive, ehrliche, oft unklare, aber unverfälschte Repräsentant einer tiefgehenden, weitverbreiteten, immer weniger leidenschaftlichen, aber immer wärmeren und tieferen politischen Ueberzeugung geworden.

Es war ihm nicht vergönnt, die Verwirklichung seiner Hoffnungen im Jahre 1866 zu erleben. Wie wenig oder wie sehr die jetzige Gestaltung unserer Verhältnisse ihnen entsprochen hätte, das zeigen die merkwürdigen Gedanken, die er schon im Herbst 1814 über den wahrscheinlichen Gang der deutschen Entwicklung und über die einzig richtige Form einer

deutschen Verfassung am Schluß des „Blick aus der Zeit auf die Zeit“ aussprach.

Uns aber in diesem Land, dieser Stadt, diesem Schloß, wo uns die Erinnerung an jene Wunderthaten des „Geheimen und Unbegreiflichen“ so unmittelbar und unwiderstehlich entgegentreten, uns geziemt es, in dem Gedächtniß dieses Mannes zugleich und vor Allem die Zuversicht zu dem Beruf unseres Staats und Volks zu stärken und zu erneuen und mahnend klingen in unser Ohr die Worte eines seiner letzten Gedichte:

Seid stark im Lieben, werdet schwach im Hassen,
So wird Gott seine Deutschen nicht verlassen.

R. W. Nisch.

Die deutsche Rechtswissenschaft und die nationale Gesetzgebung.

Staatsrechtliche und strafrechtliche Erörterungen zu dem amtlichen Entwurf eines Strafgesetzbuches für den norddeutschen Bund von Professor Dr. C. F. R. Heinze. Leipzig 1870. J. M. Gebhardt's Verlag.

Die Staats- und Rechtsentwicklung des norddeutschen Bundes hat ersichtlich der deutschen Rechtswissenschaft eine nicht gerade beneidenswerthe Position geschaffen. Vielleicht würde selbst Professor Böpfel eher seinen Frieden mit der jüngsten deutschen Geschichte finden, könnte er auch nur daran denken, unser Bundesstaatsrecht in ein „vernünftiges“ Compendium unterzubringen. Aber an einem so verschlungenen Werdeproceß zum nationalen Einheitsstaat, wie wir ihn zur Zeit durchleben und durchkämpfen, scheitert schließlich jeder doctrinäre Versuch der Formulirung und Systematisirung. Da ist wenig, was sich begrifflich bestimmen und methodisch ordnen läßt, was sich nicht in stetiger Bewegung und Fortbildung befindet. Die Bundesverfassung mag noch geraume Zeit dieselben fragmentarischen Züge behalten, welche ihr der 16. April 1867 verliehen hat: der reale Inhalt der Bundesgewalt und der particularen Souveränitätsrechte wandelt sich täglich und stündlich in bestimmter Richtung vorwärts. Jede Session des Reichstags bezeichnet eine neue Phase in der Rechtsgeschichte unseres bundesstaatlichen Gesamtlebens, verändert die eigentliche Physiognomie der öffentlichen Dinge. „Wie eine Kugel auf scharfer Kante wohl rollen, doch nicht stehen kann, so vermag dieser Bund nur durch stetige Fortbewegung sich im Gleichgewicht zu erhalten“ (Treitschke).